

Margaret Peterson Haddix
Schattenkinder
Gefährliche Freiheit

Das Terrorregime der Bevölkerungspolizei hat den erbitterten Kampf gegen die illegalen dritten Kinder fast gewonnen: Die Menschen leben in Angst und Armut, jederzeit bereit, ein Schattenkind für ein Stückchen Brot an die Bevölkerungspolizei zu verraten. Doch der Widerstand der letzten überlebenden Schattenkinder bleibt ungebrochen. Auch Luke hat sich wie seine Freunde unter Lebensgefahr mit einer falschen Identität bei der Bevölkerungspolizei beworben. Als Stalljunge ist er ganz auf sich gestellt, ohne jeden Kontakt zu seinen Mitstreitern. Dann wird er zu einem Sonderkommando abberufen – ein Sonderkommando, bei dem er zur Abschreckung der Bevölkerung eine alte Frau erschießen soll. Und Luke tut das Udenkbare: Er widersetzt sich dem Befehl und läuft davon...

© The Backstage Studios



Margaret Peterson Haddix wuchs in Ohio auf. Nach ihrem Studium arbeitete sie zunächst als Journalistin und College-Dozentin, bevor sie anfang, Kinder- und Jugendbücher zu schreiben. Für ihr literarisches Werk wurde sie in den USA bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrer Familie in Columbus, Ohio. Zusätzliche Informationen über die Autorin unter www.haddixbooks.com.

Weitere Titel der Autorin bei *dtv junior*: siehe Seite 4

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Margaret Peterson Haddix

Schattenkinder

Gefährliche Freiheit

Aus dem amerikanischen Englisch von
Bettina Münch

dtv


Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Margaret Peterson Haddix sind außerdem bei

dtv junior lieferbar:

Schattenkinder

Schattenkinder. Unter Verrätern

Schattenkinder. Die Betrogenen

Schattenkinder. In der Welt der Barone

Schattenkinder. Im Zentrum der Macht



Deutsche Erstausgabe

5. Auflage 2018

2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2006 Margaret Peterson Haddix

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Among the Free‹, 2006 erschienen bei Simon & Schuster Books

for Young Readers, an imprint of Simon & Schuster

Children's Publishing Division, New York

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich

unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Sabon 11/14 (QuarkXPress)

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71200-2

Für TK

*Ich danke meiner Agentin Tracey Adams und meinem
Lektor David Gale für die Hilfe und Ermutigung während
meiner Arbeit an der Schattenkinder-Serie.*

1. Kapitel

Luke Garner stand Schulter an Schulter mit einem Dutzend anderer Jungen und wartete. Es war sechs Uhr früh im Hauptquartier der Bevölkerungspolizei. Zeit für die tägliche Inspektion der Arbeiter, bei der die Uniformen absolut sauber und faltenlos und von tadellosem Sitz zu sein hatten, die Rücken der Jungen absolut gerade und die Gesichter absolut ergeben. Aber Luke und die Jungen neben ihm waren Stallgehilfen, die Niedrigsten der Niedrigen; und obwohl sie sich bereits um sechs Uhr aufstellen mussten, wurde es manchmal halb sieben oder sieben Uhr, bis der Sergeant die Reihe entlangstolztierte kam. Jeden Morgen nahm er sie argwöhnisch in Augenschein, um ihnen Zusatzarbeiten aufzudrücken, sobald er eine verirrte Haarsträhne oder eine Falte an einer Uniform entdeckte oder auch nur die Andeutung eines Grinsens im Gesicht eines Jungen.

»Du«, bellte er dann los. »Du schaffst sämtlichen Mist aus der ersten Box in die zweite. Und dann von der zweiten in die dritte ...«

Nur ein Dumpfkopf würde einwenden, dass dies ein völlig ineffektives Vorgehen sei und unnötig lange dauere; dass die Zeit doch sinnvoller für andere Arbeiten genutzt werden könne. So dumm waren die Jungen, die hier in der Reihe standen, nicht mehr. Einmal, vor langer Zeit, kurz nachdem Luke ins Hauptquartier gekommen war, hatte einer gewagt,

eine Aufgabe infrage zu stellen: »Gibt es denn keine größere Gabel, die ich benutzen kann? Dann würde es viel schneller gehen.« Der Junge war vor aller Augen zusammengeslagen worden.

Und dann war er verschwunden.

Luke hatte im Stall keine Freunde gefunden. *Bleib für dich*, schien hier ein ungeschriebenes Gesetz zu lauten. Doch Luke dachte oft an den Jungen, der es gewagt hatte, eine Frage zu stellen, und dann verschwunden war.

»Still ge-standen!«, schrie der Sergeant. Er war schneller herangekommen als je zuvor.

»Jawohl, Sir!«, brüllte Luke mit den anderen im Chor und ließ die Hand grüßend an die Stirn schnellen. Dennoch fürchtete er, den Arm zu langsam gehoben und sein »Jawohl, Sir« einen Sekundenbruchteil zu spät gerufen zu haben und dass man ihn jetzt herauspicken und bestrafen würde. Der Sergeant kniff die Augen zusammen und schien ihm direkt ins Gesicht zu starren. Luke klopfte das Herz wie verrückt. Doch dann fiel der Blick des Mannes auf den Nächsten in der Reihe.

»Ihr seid nutzlose Stalljungen«, schimpfte er los und starrte sie der Reihe nach an. »Ihr seid nicht besser als der Mist, in dem ihr euch wälzt.«

»Jawohl, Sir!«, riefen Luke und die anderen Jungen. Sie waren geschult. Sie wussten, was sie zu antworten hatten.

»Aber ...«, der Sergeant machte eine Pause. Das war neu. Normalerweise pflegte er sie endlos weiter zu beschimpfen. »Einige von euch werden Gelegenheit erhalten, sich zu bessern.« In seiner Stimme lag ein neuer Unterton. Verschlagenheit? Unsicherheit?

Seit Luke vor fast einem Jahr von zu Hause fortgegangen war, hatte er sich schon tausendmal gewünscht, andere Menschen besser verstehen zu können, ihre Lügen zu durchschauen und zu begreifen, was sie wirklich sagten.

»Einigen von euch wird eine höhere Berufung zuteil werden«, fuhr der Sergeant fort. »Zum Ruhme unseres Landes wird man euch eine neue Aufgabe zuweisen.«

Keiner der Jungen wagte sich zu rühren, doch Luke konnte förmlich spüren, dass sie nur darauf warteten, untereinander Blicke auszutauschen, um festzustellen, ob irgendjemand wusste, wovon der Sergeant redete. Höhere Berufung? Neue Aufgabe? Was hatte das zu bedeuten?

Ein weiterer Mann trat neben den Sergeant. Er war größer, imposanter. Seine Uniform war noch glatter und auf seiner Brust funkelte eine Reihe von Orden.

»Ich wähle aus«, sagte er herrisch.

Er schritt die Reihe ab und musterte jeden Einzelnen mit prüfendem Blick. Luke hielt die Luft an, als könnte er zu viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn er ausatmete. Er wollte keine neue Aufgabe. Ihm gefiel die Arbeit mit den Pferden. Sie war ... sicher. Der Stall war ein guter Ort, um sich zu verstecken.

Ich für meine Person habe genug vom Verstecken. Die Worte, die einer seiner Freunde vor Monaten gesagt hatte, fielen ihm wieder ein. Luke war nicht zur Bevölkerungspolizei gegangen, weil er Sicherheit suchte; nur ein Narr würde sich hier verstecken wollen. Luke und seine Freunde hatten andere Pläne gehabt. Und Träume. Aber ihnen war nicht klar gewesen, wie groß das Hauptquartier war und wie schwierig

es sein würde, auch nur eine Nachricht von einer Person zur anderen weiterzuleiten. Luke war sich keineswegs sicher, ob er und seine Freunde überhaupt etwas erreicht hatten. Manchmal, wenn er ein Pferd striegelte, flüsterte er dem Tier ins zuckende Ohr: »Vielleicht bin ich wirklich nur ein nutzloser Stalljunge. Vielleicht ist das ja okay.«

Luke hatte den größten Teil seiner dreizehn Jahre nicht mit Pferden, sondern mit Schweinen verbracht, und diese hatten ihn immer mit ihren kleinen Schweinsäuglein angesehen, als wollten sie sagen: *Na und? Glaubst du, das interessiert mich?* Die Pferde hingegen schauten ihn an, als verstünden sie ihn. Vor allem eine Stute hatte die Angewohnheit, ihm ihre Nase unter den Arm zu schieben, als wollte sie ihn trösten und sagen: *Ich weiß, dass du viel durchgemacht hast. Dass du verletzt und hungrig bist und deine Familie und Freunde vermisst. Ich weiß, dass du Angst hast. Bleib einfach hier bei mir, dann wird dir nichts geschehen.* Ingeheim nannte Luke dieses Pferd Jenny, im Gedenken an seine Freundin Jen Talbot. Aber tief in seinem Herzen wusste er, dass bei der echten Jen wohl kaum mit Trost zu rechnen gewesen wäre. Sie hätte ihn vermutlich angefahren: *Wovon redest du überhaupt? Du bist mehr als ein nutzloser Stalljunge. Du bist wichtig! Geh los und verändere die Welt!*

Langsam wurde Luke ein wenig schwindelig vom Luftanhalten. Er wagte es, ganz vorsichtig aus- und wieder einzuatmen.

Der Mann mit den Orden auf der Brust ließ sich Zeit. Er schritt die Reihe ab, starrte den Jungen in die Augen und betastete prüfend ihre Armmuskeln.

»Du da«, sagte der Mann, zeigte auf den Größten unter ihnen und zog ihn auf die andere Seite. »Und du«, deutete er und zerrte den muskulösesten Jungen aus der Reihe.

Luke gestattete sich tiefer einzuatmen. Er spürte die Kälte in der Morgenluft und malte sich aus, wie viel wärmer es drinnen im Stall sein würde. Noch zwei Jungen vor ihm, nur noch einer – wahrscheinlich hatte er nichts zu befürchten. Von den restlichen Jungen war er weder der größte noch der schwerste oder stärkste. Er war einfach nur ein ganz normaler, schlaksiger Junge.

Wieder kniff der Mann die Augen zusammen und taxierte die in der Reihe verbliebenen Jungen. Er packte einen am Kopf, um ihm in die Ohren zu schauen, und musterte die strohblonden Haare eines anderen. Fast rechnete Luke damit, dass er jemandem in den Mund fassen würde, um seine Zähne zu begutachten, so wie es der Oberstallknecht bei den Pferden tat.

Ein Glück, dass Mrs Talbot es geschafft hat, mir die Zahnspange zu entfernen, dachte Luke. Einen Moment lang überkam ihn die Erinnerung an einen unbekümmerten Augenblick inmitten von Angst und Trauer: Er sah sich und seine Freunde in einem gemütlichen Häuschen lachen, während Mrs Talbot an metallenen Stegen und Drähten zerrte und protestierte: »Hört mal, Leute, Zahnkunde ist nicht gerade mein Fachgebiet. Mit was befestigen sie diese Dinger bloß? Zement?« In diesem Moment hatte es Luke nicht gekümmert, dass die Zahnspange eine Gefahr für ihn darstellte, weil sie auf eine verdächtige Vergangenheit hinwies. Auch dass ihr Gezerre und Gekratze ihm wehtat, hatte ihn nicht

weiter gestört. Er war einfach glücklich gewesen, mit seinen Freunden zusammen lachen zu können.

Jetzt spürte er einen Kloß im Hals und musste heftig schlucken, um die Erinnerungen zu verscheuchen und das Gefühl zu unterdrücken, dass er es verdient hatte, mehr zu sein – nein, dass er mehr *war* – als ein nutzloser, einsamer Stalljunge. Vielleicht hatte er tief in der Kehle ein kleines Geräusch verursacht. Der Kopf des Mannes mit den Orden auf der Brust fuhr herum und seine zusammengekniffenen Augen richteten ihre volle Aufmerksamkeit auf Luke. Ein grausames, schmallippiges Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Entsetzt sah Luke, wie er langsam den Arm hob – immer höher und höher, bis er kerzengerade abstand, den Zeigefinger ausgestreckt.

»Du«, sagte der Mann.

Er deutete auf Luke.

2. Kapitel

Wie betäubt saß Luke auf dem Rücksitz eines riesigen Vans. Man hatte ihm weder gesagt, wohin die Fahrt ging, noch hatte er die Möglichkeit gehabt, seine Habseligkeiten zusammenzusuchen oder sich von irgendjemandem zu verabschieden. Luke war sich nicht einmal sicher, ob er überhaupt wissen wollte, wohin es ging, und seine Habseligkeiten waren nicht der Rede wert. Doch als der Wagen das Tor des Hauptquartiers passierte, musste er einen Schrei unterdrücken: *Halt, wartet. Stopp! Ich muss mit Nina und Trey und Nedley und Matthias reden. Und – oh, Mark – mein Bruder – ich weiß nicht einmal, ob er hier ist! Bitte! Ich muss mit ihnen reden ...*

Der Van sauste weiter und Luke hielt den Mund. Es war gefährlich, den Namen seiner Freunde auch nur auszusprechen. Es war gefährlich, zu zeigen, dass er sie kannte und dass er jemals im Leben etwas anderes getan hatte, als für die Bevölkerungspolizei Ställe auszumisten.

»Was ist mit dir?«, fragte der Junge neben ihm und Luke begriff, dass er gestöhnt und seine Erregung nicht gänzlich unterdrückt hatte.

»Ich, äh – mir werden die Pferde fehlen«, stammelte er.

»Versteh ich nicht. Ihren Gestank hast du doch mitgenommen«, meinte der Junge und lachte hämisch. Er rückte ein wenig von Luke ab und setzte sich näher zu dem Jungen auf

der anderen Seite, der ebenfalls lachte. Luke hörte sie etwas über »Stallratten« flüstern.

In diesem Moment begann Luke die Pferde wirklich zu vermissen, vor allem Jenny mit ihrem tröstenden Blick.

Was soll ich nur tun?, fragte er sich. Nina und die anderen haben keine Ahnung, was mit mir ist. Wenn sie nun glauben, ich hätte Angst bekommen und sei davongelaufen? Was ist, wenn sie mich in einen ihrer Pläne einbeziehen wollen und ich bin nicht da? Wenn der Plan deswegen fehlschlägt oder jemand verletzt oder getötet oder – erwischt wird?

So viele ihrer Pläne waren bereits fehlgeschlagen. Luke und seine Freunde hatten entsetzliche Angst davor gehabt, auch nur einen Fuß ins Hauptquartier der Bevölkerungspolizei zu setzen. Die Bevölkerungspolizei war vor mehr als zwölf Jahren gegründet worden, als die Menschen fürchteten, das ganze Land würde nach einer Reihe von Dürreperioden und Nahrungsmittelknappheiten verhungern müssen. Die Regierung erließ ein Verbot, das es Familien untersagte, mehr als zwei Kinder zu bekommen, und die Bevölkerungspolizei übernahm die Aufgabe, dritte Kinder ausfindig zu machen und zu töten.

Luke war ein drittes Kind. Und Nina und Trey und Matthias ... – alle seine Freunde ebenfalls.

Auch Jen war ein drittes Kind gewesen, aber sie hatte den Mut und die Tollkühnheit besessen, eine Kundgebung zu organisieren, die für die Rechte und Freiheit dritter Kinder stritt. Bei dieser Kundgebung war sie ums Leben gekommen. Das war vor zehn Monaten passiert, doch je mehr Zeit verstrich, desto schlechter ging es Luke damit.

Und das war nur einer der Gründe, weshalb er sich zu kaum etwas anderem im Stande sah, als Pferdeställe auszumisten.

Wenn überhaupt jemand die Bevölkerungspolizei besiegen kann, dann sind wir das. Diese Worte blitzten in Lukes Kopf immer wieder auf, wie das Licht einer Glühbirne, die im Begriff ist auszugehen. Sein Freund Trey hatte das gesagt, im letzten Herbst, als er sie alle überredet hatte, sich ins Hauptquartier der Bevölkerungspolizei einzuschleichen und zu versuchen, das System von innen zu sabotieren. Trey war der klügste Junge, den Luke kannte. Warum hatte er nicht erkannt, dass sich dieser Satz auch umdrehen ließ.

Wenn wir die Bevölkerungspolizei nicht besiegen können, kann es überhaupt niemand.

Luke und seine Freunde hatten versucht, bestimmte Unterlagen der Bevölkerungspolizei zu vernichten, doch es gab Kopien, von denen sie nichts wussten. Sie hatten versucht, Rebellen zu beschützen, die gefälschte Papiere für dritte Kinder herstellten, doch die Bevölkerungspolizei hatte diese Leute trotzdem getötet. Sie hatten versucht, Lebensmittelvorräte an die hungernde Bevölkerung zu verteilen, doch die Bevölkerungspolizei hatte alles zurückbekommen.

Wenn wir die Bevölkerungspolizei nicht besiegen können ... Tiefe Hoffnungslosigkeit wollte sich in Luke ausbreiten: Es hatte alles keinen Sinn mehr.

Luke schloss die Augen und lehnte den Kopf an die kühle Fensterscheibe. Dann überließ er sich dem Schlaf.

Als er erwachte, hatte der Wagen angehalten und der Mann mit den Orden auf der Brust brüllte die Jungen an, auszusteigen und Haltung anzunehmen.

»Wir sind da! Keine Zeit zu verlieren! Raus! Raus, ihr faulen Säcke!«

Im Stall hatte sich Luke daran gewöhnt, angebrüllt zu werden. Er wusste, dass dem Gebrüll schnell Nasenstüber, Ohrfeigen und Schläge folgten, wenn man nicht augenblicklich gehorchte. Er stolperte durch die Wagentür ins Freie, ohne auch nur einen Blick hinausgeworfen zu haben. Ein eisiger Wind schlug ihm entgegen, sobald er einen Fuß auf den Erdboden setzte; Morast saugte an seinen Stiefeln und erschwerte ihm das Gehen. Doch er stellte sich neben den anderen auf und legte die Hände an die Hosennaht. Erst dann wagte er es, sich umzusehen und die Augen von links nach rechts wandern zu lassen.

Der Wagen parkte vor einem lang gestreckten, niedrigen Gebäude, das sich mitten im Nirgendwo zu befinden schien und von nichts als Morast umgeben war. Nein – da war noch etwas: Ein Heer von Jeeps, mehr als Luke je gesehen hatte, stand mit laufenden Motoren direkt vor dem Gebäude. Der Mann mit den Orden begann die Jungen abzuzählen und sie zu den Jeeps zu bugsieren.

»Ihr beide geht mit Officer Ludwick. Da rüber. Ihr beiden mit Officer Straley. Und ihr beide –« Der Mann schlug Luke auf den Rücken, dass er fast vornüberfiel. Er hatte Mühe, den Befehl des Mannes zu verstehen, so sehr setzten ihm der Wind und die Anstrengung zu, auf den Beinen zu bleiben. Hatte er gesagt, Luke solle mit Officer Hook gehen? Oder war es Officer Hawk? Hoffentlich hatte der Junge neben ihm aufgepasst – derjenige, der ihm gesagt hatte, dass er nach Pferdemit roch. Luke hastete hinter den anderen her.

Der Morast sog immer noch an seinen Stiefeln und fast wäre einer stecken geblieben. Eine Kindheitserinnerung schoss Luke durch den Kopf: Er sah sich mit seinen Brüdern barfuß durch den Matsch rennen. Es ging viel leichter ohne Schuhe, aber ehe sie wieder ins Haus kamen, hatte ihre Mutter immer dafür gesorgt, dass sie sich die Füße abspritzten. ...

Doch dann schob Luke diese Erinnerung beiseite, als schlage er im Geiste eine Tür zu. Er konnte im Augenblick nicht an seine Familie denken. Er musste sich darauf konzentrieren, zum richtigen Jeep zu kommen, einzusteigen und die Füße hochzuziehen, ehe der Wagen davonbrauste.

»Officer Houk meldet sich ab mit Jeep Nummer 80256«, sagte einer der Männer auf dem Vordersitz. Er sprach in einen kleinen telefonartigen Gegenstand, ein Walkie-Talkie vielleicht oder eine andere Art von Funkgerät. »Unterwegs nach Chiutza, mit einem Fahrer und« – er warf einen kurzen Blick auf Luke und den anderen Jungen auf dem Rücksitz – »zwei Helfern. Ende!«

»Notiert. Genehmigung erteilt«, krächzte eine Stimme aus dem Gerät.

Chiutza?, überlegte Luke. *Ist das ein Ort?* Er hatte nie von ihm gehört, aber es gab vieles, von dem er noch nie gehört hatte. Vor seinem zwölften Lebensjahr hatte er die Farm seiner Eltern nicht ein einziges Mal verlassen. Und seine Eltern hatten über Dinge, die über das Farmleben hinausgingen, nicht gern gesprochen.

»Warum sollen wir über Dinge reden, die uns nur traurig machen?«, hatte seine Mutter einmal mit Tränen in den Augen erklärt.

Luke wusste nicht mehr genau, was er sie an jenem Tag gefragt hatte. Er erinnerte sich, überhaupt nur ein einziges Mal nachgefragt zu haben, warum er sich verstecken musste, warum die Regierung es für falsch hielt, dass er am Leben war, und warum er sich nicht ebenso frei bewegen durfte wie seine Brüder. Jetzt wünschte er, damals mehr Fragen gestellt zu haben: *Was habt ihr eigentlich gedacht, was so ein Leben im Versteck wert ist? Und was sollte aus mir werden? Warum habt ihr und alle eure Freunde und Nachbarn und der ganze Rest des Landes nichts unternommen, um die Regierung aufzuhalten, damals, als alles anfing? Was würdet ihr tun, wenn ihr in einem davonbrausenden Jeep sitzen würdet und alle dächten, ihr wärt auf der Seite der Bevölkerungspolizei und müsstet auch noch so tun, obwohl ihr in Wirklichkeit ...*

»Hier.« Der Mann mit dem Funkgerät überraschte Luke damit, dass er etwas auf den Rücksitz warf. »Es dauert noch mindestens eine Stunde, bis wir da sind. Esst.«

Luke wollte nach dem Päckchen greifen, das zwischen ihm und dem anderen Jungen gelandet war, doch dieser war schneller und schnappte es sich. Der Junge schälte das fettige Papier ab und enthüllte zwei große Stücke Maisbrot, die er sich auf einmal in den Mund stopfte. Er kaute mit offenem Mund und warf Luke einen hämischen Blick zu, während die Krümel auf den Sitz fielen.

»Aber ...«, der Wind trug Lukes Protest davon. Er biss die Zähne zusammen und schluckte das, was er hatte sagen wollen, herunter.

»In Chiutza werdet ihr eure Kraft brauchen«, sagte Officer Houk vorn auf dem Beifahrersitz. Jetzt drehte er sich um,

jetzt, wo von der Gier des anderen Jungen nichts mehr zu sehen war. »Ihr müsst an alle Haustüren klopfen und die Bewohner zu einer Versammlung auf den Marktplatz beordern.«

»Warum?« Die Frage kam von dem anderen Jungen. Dass er Luke das Essen weggestohlen hatte, musste ihm zu Kopf gestiegen sein.

Luke zuckte zusammen, wartete darauf, dass Officer Houk dem Jungen einen Schlag versetzte und ihm sicherheitshalber auch. Aber der Mann runzelte lediglich die Stirn.

»Wir verteilen neue Ausweise an alle Bewohner des Landes«, erklärte er. »Und zwar überall gleichzeitig, am gleichen Tag. Deshalb sind die ganzen Jeeps unterwegs.« Er deutete auf die Fahrzeuge vor und hinter ihnen, von denen einige bereits die Hauptstraße verließen und auf kleinere, ausgefahrenere Wege abbogen.

Luke wusste, dass es besser wäre, die nächste Frage nicht zu stellen. Er kannte sich aus mit den Stimmungen der Officers. Trotzdem konnte er die Worte nicht zurückhalten: »Warum brauchen die Leute neue Ausweise? Was stimmt denn mit den alten nicht mehr?«

Officer Houk kniff die Augen zusammen und sah Luke prüfend ins Gesicht. *Jetzt schaut er mich richtig an. Er wird sich an mich erinnern*, dachte Luke und kämpfte gegen die altvertraute Panik an, die ihn verfolgte, seit er sein Versteck verlassen hatte, gegen den altvertrauten Wunsch, *Sieh mich nicht an!* zu schreien. Er wappnete sich gar nicht erst gegen einen Schlag, denn das spielte keine Rolle mehr. Nichts war schlimmer, als angestarrt zu werden.

Doch Officer Houk zuckte nur die Achseln.

»Mit den alten Ausweisen ist alles in Ordnung. Die neuen sind einfach nur besser.«

Und Luke, der solche Mühe hatte, in den Gesichtern anderer Leute zu lesen und aus ihren Stimmen Untertöne herauszuhören, sah zu, wie Officer Houk sich umdrehte und das Gesicht wieder in den Wind hielt, der ihnen entgegenrauschte.

Er lügt, dachte Luke hoffnungsvoll, und dann, weniger sicher: *Wenn er wirklich lügt, dann kenne ich vielleicht die Wahrheit. Könnte es sein, dass ...*«